Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 124 (2004)

Artikel: "Mareieli heiß i, schön bin i, das weiß i" : Mädchenverse von 1845, gesammelt in Winterthur für Wilhelm Gamper

Autor: Hammerstein-Rordorf, Verena von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985143

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VERENA VON HAMMERSTEIN-RORDORF

«Mareieli heiß i schön bin i, das weiß i»

Mädchenverse von 1845, gesammelt in Winterthur für Wilhelm Gamper

In der Stadtbibliothek Winterthur findet sich im Nachlass des Theologen und Lehrers Wilhelm Gamper, meines Urgrossvaters, unbeachtet eine Sammlung von weit über 100 Kinderreimen und -verslein aus dem Jahr 1845. Ich war an den Tagebüchern und Briefen des Nachlasses interessiert und stiess erst nach geraumer Zeit auf diese Reime, um mit wachsendem Erstaunen festzustellen, dass es sich da um eine der ältesten derartigen Sammlungen in der deutschen Schweiz handelt, die erhalten geblieben ist, aber nie gedruckt wurde, ja um die älteste überhaupt im Kanton Zürich!

Zuerst soll aber Wilhelm Gamper vorgestellt werden, und wie er dazu kam, Kinderverse sammeln zu lassen. Er ist geboren 1802 und wuchs auf in Basel als Sohn eines Herrschaftskutschers, der vom Bauernhof Brotegg bei Frauenfeld stammte und im Dienst eines französischen Offiziers etwas herumgekommen war. Mit in der Basler Familienstube sassen zwei alte Basen am Spinnrocken, die eine blind und mit gutem Gedächtnis, die aber strengen Sinnes dem Jungen nur Kirchenlieder und Bibelgeschichten beibrachte. Also studierte er Theologie, mit einem Stipendium seines Heimatkantons. Von 1826–1829 war er Hauslehrer bei den Industriellen Laué in Wildegg, die Pestalozzi förderten. Gamper lernte den grossen Pädagogen dort kennen und empfing Anregungen von ihm, besonders im Hinblick auf Kleinkinder. Mit seinem Verdienst finanzierte er sich zwei Studienjahre in Berlin. Leider sind diese Tagebücher verloren.

Es folgte der Schritt in die Praxis als Vikar der Gemeinde Sulgen im Kt. Thurgau (1831–1834). Im Gemeindegebiet lag auch das Schloss Eppishausen, auf einem Waldhügel, einen Kilometer in der Luftlinie über der Predigtkirche Erlen. Dort residierte der Freiherr von Lassberg, ein grosser Sammler von Kunst und alten Handschriften. Im September 1831 besuchte Jakob Grimm auf seiner Schweizer Reise zusammen mit Jenny von Droste-Hülshoff, der älteren Schwester der Dichterin, Lassberg auf Eppishausen. Auf dieser Reise spann sich etwas an zwischen dem alten Lassberg und der jungen Jenny. Da war der Vikar Gamper erst kurz im Amt und auf Schloss Eppishausen noch nicht eingeführt. Schade, er verpasste Grimm. In den folgenden Jahren war Gamper ziemlich regelmässig in Eppishausen. Lassberg heiratete 1834 Jenny von Droste-Hülshoff, sie bekamen Zwillingstöchter, Hildegard und Hildegunde (Gamper nannte sie «die zwei Hilden») und zogen nach Meersburg an den Bodensee. Bei ihnen verbrachte Gamper 1839 seine Frühjahrsferien und besuchte sie auch später noch zweimal auf Fussreisen mit seinen Freunden, dem Dekan Johann Kaspar Mörikofer und dem Geographen und Kunstfreund Johann Melchior Ziegler. Es ist ausser Zweifel, dass im Hause Lassberg Gampers Interesse für Kinderlieder und -verse geweckt wurde. Jenny hatte in ihrer Jugend im grossen Freundeskreis bei den Verwandten von Haxthausen begeistert Volkslieder gesungen, die die Brüder Grimm dann aufschrieben, nun war sie Mutter und tauschte sich sicher mit ihrem Gast, dem Lehrer Gamper, aus über Kinderreime und -liedchen. Mörikofer berichtet, dass auch der alte Lassberg mit seinen Töchterchen altüberlieferte Volkslieder sang.

Inzwischen war Gamper Lehrer geworden statt Pfarrer. Sein pädagogisches Geschick hatte sich schon gezeigt, wie er als Schüler des Pädagogiums in Basel kleinen Kindern aus guten Familien Nachhilfestunden gab, dann während der Hauslehrerzeit in Wildegg. Und in Sulgen gehörte zum Pflichtenheft des Vikars, begabte Schüler aus dem Dorf aufs städtische Gymnasium vorzubereiten, was sich zeitweise zu einem regelrechten Privatschulbetrieb im Pfarrhaus auswuchs. Gamper schwankte längere Zeit: Pfarrer oder Lehrer? Es gab Pfarrermangel, aber Lehrer wurden noch dringender gebraucht in der demokratisch gewordenen Eidgenossenschaft, wo die neue Verfassung von 1831 der Landbevölkerung die gleichen Rechte zugestand wie der städtischen, namentlich was Bildung anbetraf, so dass an vielen Orten

neue Schulen eingerichtet werden mussten. Gamper wurde 1834 als Lehrer an die höhere Mädchenschule nach Winterthur berufen, das bis dahin keine Souveränität besessen, sich aber durch sein Schulwesen einen Namen gemacht hatte. Der neue Lehrer musste in Zürich noch ein Examen in Germanistik und Pädagogik ablegen und stürzte sich mit wahrer Leidenschaft auf das Studium der Grimmschen Werke, namentlich der Grammatik. Wegen ihres Protestes in Göttingen und ihrer nachfolgenden Entlassung waren die Brüder Grimm auch politisch in der Schweiz ein Vorbild. Man hätte sie gern an die neue Universität in Zürich berufen, aber sie sagten ab.

1841 hat Gamper geheiratet, Julie Steiner vom Maulbeerbaum, aus alter Winterthurer Familie, und es ergab sich, dass er mit dem einen oder andern befreundeten Kollegen nun verwandt war, auch verschiedene Schülerinnen hatten einen Freudentanz aufgeführt, weil der geliebte Lehrer ihr Onkel geworden war. 1845 ist seine Wohnstube schon mit drei Kleinen bevölkert, drei weitere werden noch kommen. In dieser Zeit also sammelt er Kinderverse nach Art der Brüder Grimm. Das heisst, er lässt sammeln.

Im Winterthurer Archiv befinden sich drei kleine Hefte, aus losen sorgfältig linierten Blättern mit Faden zusammengenäht, darin die Reime. Die etwa 130 Verse stammen von 4 Mädchen, 14 Jahre alt, eine erst 13, aus bürgerlichen Winterthurer Familien.

Anna Maria Ernst zum Pfauen schrieb auf 2 Blättern 17 Verse auf. Sie war die Tochter eines Tuchhändlers und wahrscheinlich verwandt mit Maria Ernst zum Wollenhof, bei der Gamper vor seiner Verheiratung gewohnt hatte.

Maria Biedermann zur Pflanzschule war ein Kusinchen von Gampers Frau. Ihr Heftchen aus 4 Blättern enthält 19 kürzere Reime und 3 längere Gedichte.

Das dritte Heftchen stammt von Julie Knus zum Schäfli. Ihre Mutter, geborene Ziegler, war Witwe und Hebamme und muss in ihrem Beruf viel herumgekommen sein und besonders viele Volksreime gehört haben, denn Julie lieferte 77 numerierte Verse in kindlicher krakeliger Schrift, dazu noch eine Serie von zehn und drei separaten. Ins selbe Heft notierte 15 Verse Maria Morf, Tochter eines Küfers.

Das sehr jugendliche Alter der Sammlerinnen sagt aus, dass sie allesamt Gampers Schülerinnen waren in seinem «Fortbildungscurs», den

er schon früh für die der Schule entlassenen Mädchen einrichtete. Nicht allen war beschieden, in ein Pensionnat ins Welschland zur Erlernung feiner Sitten und fremder Sprache geschickt zu werden. «Für den Sommer wäre Literatur mit praktischen Übungen verbunden wohl das bildendste. Im Winter möchte ich dann Geographie von Palästina für sie und ihre Mütter bearbeiten.» Schön, dass auch die Mütter eingeladen waren! Drei Jahre später: «Die Fortbildungsklasse freut mich. Die Mädchen, neun an der Zahl, sind fleißig und aufmerksam u. faßen den Unterricht ziemlich gut auf. Wir haben nun Gellert, Haller, Salomon Geßner durchgenommen.» Auch Herder haben sie gelesen, der als erster auf die Volkspoesie aufmerksam machte. Die Mädchen schreiben immer bessere Aufsätze. – «Am Schluß des Curses erhielt ich sehr schöne Geschenke, ein halbes Dutzend feine Hemden, die sie selbst aufs fleißigste genäht haben, 2 seidene Nastüchter und einen überaus eleganten 'Oberon'»

Die Fortbildungsklasse war eine ständige Einrichtung geworden, und es ist sicher, dass die Sammlung der Kinderverse in diesem Rahmen veranstaltet wurde, unter Mithilfe von Müttern, Tanten, Grossmüttern. Schon Anfang des Jahrhunderts hatten Achim von Arnim und Clemens Brentano zum Sammeln von Volksliedern für «Des Knaben Wunderhorn» folgendermassen aufgerufen: «Wir bitten Sie, Ihre weiblichen Verwandten und Angehörigen besonders zur Mitwirkung einzuladen», und weibliche Dienstboten wurden noch extra erwähnt. Während den Herausgebern von «Des Knaben Wunderhorn» Retouchen und Verbesserungen vorgeworfen wurden, ist die Sammlung hier ein unberührter «Rohling».

Ich suchte anfangs dauernd nach älteren Quellen, aus denen die Mädchen abgeschrieben haben könnten; es war vor 1845 in Basel, Appenzell und im Elsass etliches Derartiges gedruckt worden – aber nein, da gab es nur einzeln Ähnliches, nichts wortwörtlich Übereinstimmendes, wie eben mündliche Überlieferung die Dinge je nach Laune abwandelt. Später, nach 1845, freilich schossen solche Sammlungen aus dem Boden wie die Pilze, wissenschaftlich kommentiert z. T., und nur wenige unserer Winterthurer Verse kommen später nicht noch einmal oder sogar viele Male vor, in allen möglichen Abwandlungen. Solche Vergleiche anzustellen würde hier zu weit führen. Mich interessierte vor allem: Was haben sich die Sammlerinnen vorgestellt unter diesen Reimen, wie haben sie sie zu ihrer Zeit

verstanden? Was spiegeln sie von den damaligen Zuständen, Sitten und Ideen wider? Was haben die Mädchen möglicherweise daraus gelernt?

Auswahl von Reimen

1845 klingt nach idyllischem Biedermeier. Auch, aber nicht vergessen werden dürfen die politischen und sozialen Turbulenzen der Zeit. Die französische Revolution mit den napoleonischen Kriegen lag damals ungefähr so weit zurück wie heute für uns der Zweite Weltkrieg. In den Schweizer Kantonen waren die Untertanengebiete abgeschafft, die Landbevölkerung war der städtischen gleichgestellt. Das Volk war souverän, und alle hatten Recht auf Bildung. Diese Segnungen waren freilich teuer genug erkauft worden durch die französische Besatzung und bürgerkriegsnahe Zustände im Land. Erst die Verfassung von 1848 brachte Ruhe. Dazu kamen die sozialen Wirren, der Übergang von der Textilheimarbeit der Bauern zu den Maschinen und Fabriken. 1832 war aus Protest eine grosse neue Textilfabrik in Uster von den Heimarbeitern angezündet worden. Das Erleben von drei Generationen schlägt sich in den Reimen und Liedern nieder.

Es folgt ungefähr die Hälfte der Sammlung, wobei die Verse ausgewählt wurden, die für die Lebensumstände der Mädchen am aussagekräftigsten sind.

Zum Anfang auch heute noch gängige Verse:

Es schneielet, es beielet,
Es gaht en chüele Wind,
I han e Stückli Brod im Sack,
Es bettled mer alli Chind.

Wie? Bettelnde Kinder im aufblühenden Industrieort Winterthur? Heute endet das Verslein so:

D'Meitli leged d'Händschen a
Und d' Buebe laufed gschwind.

Bei zwei Sammlerinnen findet sich das Betteln. Und wirklich, im ganzen 19. Jahrhundert hungerten in der Zürcher Landschaft ärmere

Schichten ungefähr alle zehn Jahre. Es gab Textilkrisen und Arbeitslosigkeit, Kriegswirren und 1816/17 und wieder genau 1845/46 Missernten, gefolgt von regelrechten Hungersnöten, wovon die Sammlerinnen Zeuginnen waren.

Auch in einem bekannten Kindertischgebet zeigt sich Not:
Spis Gott, tröst Gott
Alli Armechind
Wo am Ofestüdli abunde sind.

Heute enden wir:
Wo uf der Erde sind.

Ofestüdli war mir unbekannt, ich musste im Schweizerischen Idiotikon nachsehen. Ein Stud ist eine Stütze, und ein Ofestud der Fuss des Ofens oder der Ofenbank. Das Wort kommt in der Sammlung noch einmal vor, und zwar bindet ein Schneider seine Ziege ans Ofestüdli; er ist so arm, daß er keinen Stall hat und das Tier in sein Zimmer nehmen muss. Hier werden Kleinkinder wie Tierchen ans Ofestüdli angebunden und leiden Hunger. Das konnten Bauernkinder sein, aber auch vernachlässigte Kinder von jungen Fabrikarbeiterinnen; die Heimarbeit auf dem Lande war ersetzt durch maschinelle Fabrikation, und die Arbeiterinnen mussten in sog. Kosthäuser in die Nähe der Fabriken ziehen, wo Kinder tagsüber alleingelassen wurden. Das Gebet brachte Bürgern diesen Notstand vor Augen, damit Abhilfe geschaffen wurde.

Vergangenes Zeitgeschehen spiegelt sich in den folgenden Versen:
Sira Seira Seirasa
Geld ist beßer als Aßinja,
Aßinia ist Lumpegeld
Patriote ziehnd is Feld.
Ohni Strümpf und ohni Schueh
Laufed si dem Gugu zueh,
Gell mis Meitli, es ischt kei Sünd,
Weme Sira Seira singt.
Sira Seira mueß me singe,
Weme will d'Franzose zwinge.

«Ça ira» war ein Freiheitslied der Französischen Revolution, von den Grossvätern der Mädchen gesungen. Die Assignaten waren das Papiergeld der Revolution, bald nichts mehr wert. Das französische Heer, das die Freiheit gebracht hat in die Schweiz, ist zerlumpt, Napoleon als Kuckuck entlarvt, und mit dem alten Revolutionslied machte man sich später Mut, die Franzosen zu vertreiben, die früheren Erlöser.

Ein Überbleibsel aus der Franzosenzeit ist noch folgendes Verslein:

Ich han e Strohhüeteli uf,
Grüen und rothi Bändeli druf
He he juhe.
(Was gehörte wohl für eine Melodie dazu?)

Der gelbe Strohhut mit dem grünen und dem roten Band gibt für Mädchen den grün-rot-gelben Farbklang der Kokarden her, die die Männer tragen mussten unter der französischen Besatzung. «In Winterthur war es damals selbst für 14 jährige Schüler ratsam, sich so als Anhänger der Helvetik zu bekennen.» (Winterthur im Umbruch 1798–1848, A. Bütikofer, M. Suter, Chronos, Zürich, 1998 S. 23)

Eine weitere Erinnerung an die Franzosen im Land, als die Mütter und Grossmütter jung waren:

Maidschi, was hät de Draguner gseit
Woner ist kome zu dir?
Hät mer gseit: find i kei Bräveri
Chum meini wieder zu dir.

Merk dir: Du bist nur zweite Wahl bei diesen fremden Soldaten, lass dich nicht ein mit ihnen. In späteren Überlieferungen tönt es resoluter: Mach den Fensterladen zu, es kommt ein Franzose, küss keine Soldaten, es ist eine Schande. Aber das ist alles längst vorüber.

Hingegen lockt es von Norden von jenseits des Rheins:

Mareieli, Mareieli
Chum mit eus über de Rhi,
I gib der denn e Maieli
Vo luter Rosmari.

Sag da lieber nein, gutes Kind, denn die Schwaben sind leichtsinnig, wie man ihrem Lied entnehmen kann:

Es ist mer Alles eis, hab i Geld oder keis,
Hab i Geld geh ins Wirthshaus,
Habi keines bleib i gern zu Haus.
S'ist mer Alles eis, habi Geld oder keis.

Keine Spur von Lust auf Abenteuer oder weite Reisen. Bittere Armut zwingt allerdings viele auszuwandern, übers Meer. Auswanderung wurde von Behörden für grössere Gruppen organisiert. Man redete über die Leute, zeigte auf sie, sie wurden «die Amerikaner» genannt und waren schon zum voraus ausgesondert.

Es gaht en Ma is Fröndiland
Er füehrt si Frau, es ist e Schand.
Bibeli bäbeli bupf!

Die Kinder ahmen die Aussonderung im Spiel nach. Dieser Reim findet sich in keiner anderen, auch keiner späteren Sammlung. Ursprünglich wurden Ehebrecherinnen «geführt», nämlich durch die Strassen, in Spott und Schande. Der Auswanderung dieses Paares muss ein Skandal vorangegangen sein.

Im Unterland, wo sich Fabriken ansiedeln, ist man von Wirtschaftskrisen bedroht, darum folgende Aufforderung an die Liebste:

Bist mi Liebeli, bist mi Liebeli,
Und wirst mi Liebeli bliebe
Chum mer wend is Oberland
Go Chorn und Haber schnide.

Dieses junge Paar will zurück ins Oberland und Getreideanbau nach karger alter Väter Art treiben. Mit Chorn ist wahrscheinlich Dinkel gemeint. Es ist übrigens das einzige richtige Liebeslied der ganzen Sammlung!

Stolz auf die Heimat lernt das kleine Mädchen schon an den fünf Fingern:

Ich bin e wackers Chind,
Ich bin e wackers Chind,
Ich bin e wackers Schwitzerchind,

Heiß afa nes Schwitzerchind,
Ich bin e wackers Chind.

Eine Schweizer Bürgerin ist sie schon, die Kleine, ob eine brauchbare, wackere, wird sich noch zeigen.

Lokalpatriotismus wird gross geschrieben. Das aufblühende Winterthur stand immer noch im Schatten von Zürich, das im Ancien Régime die Herrschaft ausübte, aber es holt auf, wird Konkurrenz; Zürich soll sich nicht in zu grosser Sicherheit wiegen:

Züri ischt e großi Stadt,
Winterthur e chlini
Und wer vil Geld im Chaschte hät
De luegi daß nit schwini.

Oder man stärkt sein Selbstbewusstsein durch sogenannte Ortsneckerei und beendet den Reim wie ein anderes der Mädchen:

Frauefeld de Lüürechübel
Eglisau de Deckel drüber.

Der Ton wird manchmal bedenklich rauh. Wir sind doch im gesitteten Biedermeier! Gampers Kusinchen mit dem passenden Namen Biedermann bringt ein lustiges Gedicht vom Zürcher Ratsherrn und Mundartdichter Martin Usteri über den Lebenskreis der Mädchen, das es offenbar auswendig konnte, das zeigen verschiedene Abweichungen vom gedruckten Text:

So wird's cho

Das Meitscheli gaht mit dem Müeti in Mert,
Es kauft em es Gütschli, es kauft em es Pferd,
Und Güggel u. Hündli u. Schäfli vu Blei,
Und Blättli u. Fäßli vu Holz u. vu Stei.

Und wenn's i feuf Jahre denn wider wird gah,
So laht's denn, – i wette, – die Güggeli stah;
Es ließt denn e gar schön' Döcketli us;
Und macht em es Röckli u. pützlet es us.

Und wenn's nach feuf Jahre denn wider wird gah,
So laht's denn, so mein is, – au Döcketli stah,
Es krämlet denn Bändel u. Spitzli u. Schuh,
Und schielet den artige Herrlene zu.

Und gahts i feuf Jahre denn wider in Mert
Denn kauft's wider Gütschli u. Wägli u. Pferd,
Und Blättli und Fäßli vu Holz u. vu Stei,
Und bringt sie sim eigene Meitscheli hei.

Die Entwicklung ist gar keine, Mutter und Tochter bleiben in dem vorgezeichneten Kreis gefangen. Ist für sie im Leben weiter nichts vorgesehen?

Da tönen die im Volk entstandenen Reime ganz anders, nichts Menschliches ist ihnen fremd; die jungen Mädchen sind nicht angepasst, sie haben ein gutes Selbstbewusstsein, wenn sich auch ihr Selbstwert sehr am Materiellen festmacht:

Mareieli heißi
Schön bin i, das weißi
Hundert Gulde vermagi –

aber auch:

Rothi Schüeli trag i,
drütusig Guldi vermag i.
Han nes Müli wiene Chräleli,
Bäckli wiene Welleli,
Äugli wie Kryschtall;
Schön bin i halt überall.

Solche Verse wollten vielen Pädagogen nicht gefallen. Der Berner Pfarrer Franz Haller z. B. suchte vergebens für sein Töchterchen Verschen:

Im liebe Schwyzerland
Mängs Gsätzli wär, wo d'Amme singt,
Doch mängs so hohl, so strauig klingt,
Mängs bringt no Gift i d's Land.

Strohern und giftig nennt er die Volksverse und macht sich daran, selber Passendes zu dichten, das zwei Jahre nach der Winterthurer

Sammlung in Druck kam. Zum Beispiel soll sich ein Mädchen ja nichts einbilden auf ihre Schönheit, sofort kommt die Mama mit erhobenem Zeigefinger:

«Gäll, Mamma, i bi schön!»
«Ja, wenn d'nit i dym Röckli
Di meintisch wie nes Böckli;
Wenn d'folgisch, deh bisch schön.»

Das Büchlein von Pfr. Haller wurde ein Bestseller, es sollte den Eltern brave, höfliche, lernbegierige und vor allem folgsame Kinder schenken. Die Folge von Ungehorsam war oft der Tod, wie an Beispielen gezeigt wurde. Der Struwwelpeter gehört ja auch in diese Periode. (Franz Haller, «Berndeutsche Verschen und Lieder», 1847; cf. R. Ris: Schweizerd. Kinderlyrik zw. Zwang u. Spiel. In: Zeitschr. d. Schweiz. Bundes f. Jugendlit., Jg. 1992, H.3). Was für ein Unterschied zu den Volksversen! Die Mädchen müssen sich schön amüsiert haben und ganz übermütig geworden sein.

Ein wichtiges Kapitel ist die Rivalität der Geschlechter. Die Mädchen (im Zürichdeutsch Chinde) sind überzeugt, dass ihnen der erste Platz zukommt:

Es rägnet, es tröpflet,
d'Buebe zöpflets,
De Chinde Eierschibe,
De Buebe Rüeblischibe,
de Chinde e goldis Hus
Und de Buebe e Lumpehus.

Da ist ein richtiger Kampf im Gang, wie ein Vers aus einer späteren deutschen Sammlung (Simrock) zeigt:

Müller, Müller, Maler,
Die Jungen kosten einen Thaler,
Die Mädchen kosten einen Taubendreck,
Die schuppt man mit den Beinen weg.

Was nicht heissen soll, dass die Mädchen von Winterthur mehr gegolten hätten als die Jungen, aber unter sich stärken sie sich gegenseitig das Selbstbewusstsein.

Die Mädchen sind wählerisch wie im Märchen vom König Drosselbart:

Land uf und Land ab
Und d'Holzöpfel sind rund.
Die Langwiser Buebe
Wäget all' e kei Pfund,
Der Eint en halbe Vierlig,
Der Ander e halb Pfund,
De Dritt' ischt en Metzger,
Der Viert ischt en Hund,
De Fünft ischt gsoffe,
De Sächst ischt en Tropf,
De Sibet ischt gschoße,
Der Acht hät en Chropf.

Die stolze Schöne hat an jeder Einladung etwas auszusetzen:

Gling Glang Glorius,
Chum mer wänd id Haselnuß
D'Haselnuß isch nanig rif,
Chum mer wänd is Besechris.
Besechris isch viel zu hert,
Chum mer wend is Fäderebett.
s'Fäderebett isch vil zu lind,
Chum mer wänd in chüele Wind.
Im chüele Wind ischs vil zu chalt
Chum mer wänd is Summerland.
Im Summerland gits gar guet Lüt;
Sie äßed und trinked und gänd is nüt.

In einer späteren Version heisst das ungastliche Summerland Schwabenland, aber so boshaft waren die Winterthurer Mädchen noch nicht! Das Gedicht ist ein ziemlich realistisches Selbstporträt: Mädchen in einem gewissen Alter sind schwer zufrieden zu stellen, nicht nur von Verehrern, auch von Eltern, Lehrern, Freundinnen!

Die Sprödigkeit dieser Jugend ist kaum zu überwinden. Wenn die Musik aufspielt, fangen Kühe noch eher zu tanzen an als die schwerfälligen Burschen:

Es giget en Giger,
Es tanzet e Chue,
Es lueget es Maitli fu Ellike zue.

Und wenn es denn nun sein muss, das Tanzen, so brauchen hinwiederum die Mädchen Aufmunterung, die Füsse ein wenig flinker zu regen.

Annebabeli lupf din Fueß,
Wänn i mit der tanze mueß.
Tanze mag i nid elei,
Annebabeli lupf die Bei.

Wenig Romantik bei der Partnersuche. Die Mädchen sind nüchtern. Und so wirbt ein Zimmermann folgendermassen:

Annebabeli wit mi ha,
I bin en guete Zimmerman,
I cha der e Hüsli boue,
Und e Ställi hinne dra,
Daßt chascht e Küehli ha,
Kühli git guet Milcheli,
Milcheli guet Schmälzeli,
Schmälzeli git guet Chüecheli
Küechli sind guet zum Eße.

Aber ist nicht die im Vorteil, die sagen kann:

Min Schatz ischt en Müller,
Ischt alliwil voll Staub,
Hät Ringeli am Finger,
Und Gäld as wie Laub.

Dann kann man den Staub ja eventuell in Kauf nehmen!

Es stellen sich aber auch Freier ein, vor denen die Mädchen lernen müssen sich zu hüten:

Anneli, wo bischt geschtert gsi,
Hinderem Hus und Gärtli.
Wer ischt aber bi der gsi,
Dä im wiße Bärtli.
Gäll, du häscht di chüße la,
Schäm di vor de Lüte!

Lasst euch nicht mit älteren Männern ein! Weist sie ab, wie im folgenden Reim, die lüsternen Alten:

Alte Ma, rüehr mi nöd a,
Scher di vor mir dannen,
Alli Tugede wo ni ha
Sind vo alte Manne. – Nämlich zum Beispiel vom geliebten Grossvater.

Der Vater ist auch nicht mehr unbesehen ein Vorbild:
De Vater het gseit
s'tanze sei Sünd,
Jetzt tanzet er selber
Mit s'Kupferschmidschind.

Alte Frauen halten sich am besten weise im Hintergrund:
Wenn i jung bin, bin i luschtig,
Ischt's Tanze mi Freud.
Wenn i alt bin, bin i froh,
Wenn niemer nüt seit.

Volksverse klären die Mädchen auch auf. Die kleine Schwester sorgt für Licht und Stillschweigen, wenn zur älteren Schwester der Liebste z'licht kommt, d. h. zu nächtlichem Besuch:
Anneli, Susanneli,
stand uf und mach e Liecht,
Ich ghöre öper trample
Ich meine s'ey en Dieb –
S'isch nu de Vetter Hanseli,
er möcht gern zum Anneli z'liecht.

In die gleiche Kategorie gehört folgendes Frage- und Antwortspiel:
Maideli wo ist dis Chämerli?
Maideli wo ist dis Bett?
Hinderem Stegli ist s'Chämerli,
Hinder der Thüre ist s'Bett.

Wichtig ist, den Mut nicht zu verlieren, es wird sich schliesslich der passende Ehepartner finden:
Wänn alli Meitli müend Manne ha,
Und alli Chnabe Wiber,

So müeßts doch au de Tüfel thue,
Wänn ich müeßt über blibe.

Das Eheleben, das vor dem Hochzeitspaar liegt, kann allerdings sehr eintönig werden und aus gemeinsamem Kohl- und Rüben-Essen bestehen, bis zum Tod.

Hochziter und Brut
Eßed gern Chrut,
Eßed gern Räbe,
Und müend doch dra sterbe.

Das Mutterglück, das den Mädchen erwartungsgemäss bevorsteht, wird nicht idealisiert. Es gibt zärtliche Töne:

Es regnet uf der Brütschi,
Es regnet ufs Dach.
Und ei wo ist mis Schätzeli,
Und ei wo ist min Schatz?

Aber die Mutter kann kaum erwarten, dass der Säugling aus den Windeln kommt:

Heie bute Wiegestoss,
Übers Jahr wird's Chindli gross,
übers Jahrs chans umeschpringe,
Aber au netti Liedli singe.

Das Unglück ist gross, wenn einmal ein Vater oder Bruder an der Wiege hüten muss:

Joggeli, warum weinest du, weinest du so sehr?
Weil andere Leut spazieren gehen und ich bei der Wiege steh,
Darum weine ich, weine ich, weine ich so sehr.

Kinderhüten kann sehr unfromme Wünsche auslösen. Folgendes könnte das Wiegenlied einer süddeutschen Kindermagd gewesen sein:

Soli, soli, soli
Daß dich der lieb Gott holi
Auf einem goldnen Schlitten.
Nimm auch die Mama miter

Und setz de Papa hinenuf
Und fahr mit ihnen in den Himmel.

Das alltäglichste Leben im Haushalt nimmt einen grossen Platz ein. Da sind die vielen Strophen vom «Buggelimannli» – einer Art Wichtelmännchen –, das den Mädchen auf Schritt und Tritt, in Küche und Keller, Schlafzimmer und Garten folgt und sie am Arbeiten hindert. Welch praktische Ausrede!

Ein Hauptschauplatz ist die Küche:
Mueter was hämmer znacht?
Nudle, dass buft und kracht

In der erst 1985 veröffentlichten Grimmschen Sammlung («Im Himmel steht ein Baum», Hsg. G. Seitz, Winkler, München) hat dieser Vers eine Fortsetzung:
Die Nudle, die sind verbrannt,
die Nudle sind kohlrabenschwarz,
es frißt sie weder Hund noch Katz.

Überhaupt werden die Küchenkatastrophen etwas gemildert, wenn gereimt, scheint es:
Alti Rungungele
Hescht d'Räbe verbrennt,
Bischt mit der Chochchelle
D'Stäge uf und ab grennt? – Vielleicht den Kindern nach, die sie hänseln?

Oder: *Sare, liebi Sare,*
Pfanne hät e Loch,
Chnöpfli sind verfahre,
Brüeji hämer noch.

Oder einfach eine lustige Wörterfolge aus der Küchensprache:
Klagitetsch,
Grünebinetsch,
Kuchilumpe
Grüene Stumpe,
Lass' di alte Hüehner gumpe.

Ob es für alle reicht rund um den Tisch? Daraus machen die Kinder einen Abzählvers:

Lirum Larum Löffelstiel
Die alte Wiber eße vil
Di junge nit gar wenig
Wie äusers… Freni.

Bireschnitz und Öpfelschnitz
Und gäli Rüebli drunder,

Mit diesem Alltagsrezept fängt ein Vers an, um bei der Frage zu landen, ob die Mutter vielleicht gar nicht verheiratet ist. Beim gemeinsamen Kochen kommt manch Dorfgeschwätz zur Sprache!

Wenn mi Muetter e Jumpfer ist,
Nimmt's mi doch au Wunder.

Aber die Küche ist auch der Ort, wo Berge von Küchlein gefertigt werden.

Mi Muetter ischt e Chüechlifrau,
Und wenn sie hät so gits mer au
I ganere über de Hafe
Dänn gits mer Chelle uf d Nase
Gigs, gigs, gigs!
D'Mueter git mer en Bireschnitz.

Am meisten Küchlein gibt es zur Fasnacht, da gehen die Kinder von Tür zu Tür und bekommen welche.

Juhe Fasinacht,
Wo bin i morn z' nacht
Hinderem Hus und vor der Thür,
Gemmer Chäs und Brod derfür.
I höre Pfanne chrache,
I höre d'Chüechli bache
I höre d'Schlüßel chlingle
I hoff mer werd mers bringe,
Bitti gemer au es Chüechli.

Die Fastnacht ist eine Zeit voll Verrücktheiten:

Juhe Faßinacht,
Wenn is Muetter Chüechli bacht,
Und de Vater ume springt
Und de Chüe die Chüechli bringt.

Es gibt aber auch Verse von vornehmeren städtischen Festlichkeiten. Man kommt von einem opulenten Essen mit Braten und Kuchen:

Gigeligupf und Bratisbei
D' Herren füeret t' Jumpfere hei,
Sie füeret s' uf de Schützeplatz
Und säged, guet Nacht, min liebe Schatz.

Vornehme Umgangsformen werden auch in folgender Szene eingeübt, vornehm und fremd, deshalb auch das Hochdeutsch:

Guten Tag, Herr Gärtnersmann,
Haben Sie Lavendel,
Suppenkraut und Meieran,
Rosmari und Stengel?

Ja, Madam das habe ich,
Aber nur im Garten,
Will Madam so gütig sein
Und ein wenig warten?

Mädchen, hol den Stuhl herbei
Mit den goldnen Zacken.
Will Madam so gütig sein
Und ein wenig hocken?

Der Gärtner fällt mit dem Wort «hocken» aus der Rolle...

Was das Bravsein und die Schule betrifft, so kommen entsprechende Verse in dieser Sammlung aus Deutschland, sind schwäbisch oder hochdeutsch:

Änige mänige Tintefaß,
Geh in t' Schul und lerne was,
Kommst du heim und kannst du nichts,
Kriegst den Buggel volle Wiggs.

Mit Gespielen zanken, schlagen
Ihnen böse Worte sagen,
Das ihr Kinder, ist nicht fein,
Man muß stets verträglich sein.

Rechnen lernen kann man auch sehr gut mit Flöhen und anderem Getier:

Es bißt mi e Floh,
Es hecket mi zwo,
Es stächet mit drei,
Errat wie mängs sey?

Ich und du
Und Müllers Suh,
Und Beckes Stier
Sind zäme vier.

E Frau vu Bühli
Hät sibe Sühli
Und keis hät e Mühli,
Isch das nid schüli?

Trotz der Demokratisierung im Land gibt es im folgenden Abzählreim immer noch die Ständeeinteilung:

Bueb, hol Wi,
Knecht, schenk i,
Herr, trink us
Und du bist duss.

Ebenso im Wecklied, das erstaunlich gnädig die Schläfer erst auf 8 Uhr an ihre verschiedenen Arbeitsplätze ruft:

Engeli Engeli Zitli
Weck mi morn bi Zite
Nid so früh und nid so spat.
Wenn das Glöggli achti schlat:
Herre n in Rath,
Bure n in Chat,
Buebe n id Schuel,
D'Maitli hinder de Spinnstuehl.

Inzwischen dürfen die Mädchen aber auch zur Schule und kommen nicht mehr automatisch hinter den Spinnstuhl. Und doch gehört folgender sehr bekannter und wohl auch alter Vers 1845 noch nicht ganz der Vergangenheit an:

Rite rite Rößli,
Z'Bade stat es Schlößli
z'Bade stat e goldis Hus,
Lueged drei Mareie drus.
Die eint spinnt Side,
Die ander schnätzlet Chride,
Di dritt spinnt Haberstrauh,
Bhüet di Gott mis Chindli au.

Ein Kindchen reitet auf dem Schoss: nach Baden. Baden ist ein seit dem Mittelalter frequentierter Badeort, flussabwärts von Zürich. Da fand das Highlife statt, signalisiert durch das goldene Haus. Die drei Mareien am Fenster wurden später von denWissenschaftlern als die drei Nornen interpretiert oder die drei Marien unter dem Kreuz. Ich glaube, ihre merkwürdigen Tätigkeiten waren den Winterthurer Mädchen gut bekannt. Es waren Heimarbeiten, zu ihrer Zeit gang und gäbe im Land. Seide spinnen tönt vornehm, war aber eine mühselige, unterbezahlte und ungesunde Arbeit, besonders wenn es sich um kurzfaserige Florettseide handelte. Kreide, die an vielen Orten im Land geschürft wurde, musste zu kleinen Stücken geschnetzelt werden, weil man damit nasse und lehmige Äcker düngte, oder zu Pulver gestossen, diente sie zum Putzen von Küchengerät. Das Arbeiten mit Seide wie Kreide geht auf die Lunge, bewirkt Kurzatmigkeit. Das Flechten von Stroh zu Hüten war eine weitere Verdienstquelle, wenn der Textilmarkt stockte, aber von dem stacheligen Zeug bluteten die Finger. Das Schloss in Baden hat eine goldene Fassade dank der unermüdlichen Heimarbeit von Frauen und oft genug auch jungen Mädchen!

Das berühmte Baden kommt gleich noch einmal vor:

Mer wend das Rößli bschla la
Mer wends ga Bade gah la
Was wemmer em uflegge?
E Chäsli und e Weggli,

E Chäsli und e Zigerli
Chum morne Morge widerli

Hier wohl eine Anspielung auf die jahrhundertealte inzwischen vergessene Sitte der «Badschenki», wonach den Zürcher Honoratioren während ihrer Kuren in Baden üppige Naturaliengeschenke nachgeschickt wurden, eine Form von Bestechung, die immer wieder verboten wurde. In dem Reim eine ironisch winzige Gabe!

In solchen Volksreimen werden natürlich auch Vorurteile transportiert. Warum müssen immer die Schneider dran glauben?

Geiß gat Berg uf
De Schnieder sitzt hine uf
Geiß macht Böhnli
De Schnider liesz den uf,
Und dörrts den ufem Öfeli
Und macht na Kafi drus.

Kritische Töne auch der Kirche gegenüber; den eigenen Pfarrherrn misst man an der Gefrässigkeit seiner Magd, einem katholischen wird zu intensive Seelsorge vorgeworfen.

Äuseri Magt und s'Herre Magt
S'ist eini was die ander,
Äuseri ißt en Chübel voll
Und s'Herre anderhalbe.

Schwarz und brun sind Haselnüß
Und schwarz und brun sind d'Flöh
Und wenn de Pfaf das Meitli chüst
So wird die Mama hö!

Folgender uralter Vers dürfte bei der Zürcher Jugend das Bild der enthaupteten Stadtheiligen heraufbeschworen haben:

I wöt um tusig Thaler nit
Daß mir de Chopf ab wär
Denn lief i mit dem Rumpf herum
Und wüßt nit wo ni wär.

Zum Schluss noch zwei Reime, die mir gefallen, weil sie ohne falsche Romantik eine friedliche Welt schildern, der erste im privaten und der zweite im öffentlichen Bereich.

S'Sünneli schint,
S'Vögeli grint,
Es höklet uf em Lädli,
D'Mueter gaht is Bädli,
De Vater gat is Bohnehus
Und nimmt es Hämpfli Bohne drus.

Hier eine Familie, wo der Vater der Mutter eine Erholung gönnt und einen Teil ihrer Verantwortung übernimmt. Sie geht wahrscheinlich für einen Tag in eine dörfliche Badestube, wie sie im 19. Jh. mancherorts noch bestanden, und er holt aus dem Vorratshaus getrocknete Bohnen, um sie einzulegen und zu kochen, ein beliebtes Sonntagsessen, weil mit wenig Arbeit verbunden. In späteren Fassungen dieses Reimes geht der Vater ins Wirtshaus und betrinkt sich.

Der zweite Reim, der mir sehr gefällt, enthält religiöse, aber auch politische Symbole.

Es hanget es Chindli a der Wand,
Es hät es Glöggli i der Hand,
Es lat das Glöggli glingle,
Pfaffe gönd go singe.
Sie händ das Chindli gsunge
Mit Gold und Silber umwunde.
Wie söll es aber heiße?
Nur Burgermeister.
Wer sölem aber de Götti si?
De Pfarrer us em Züribiet.
Wer sölem aber Windle wäsche?
D'Jumpfer mit der Sabathtäsche.

Dieser Vers besteht aus verschiedenen Teilen, die in früherer Überlieferung (z. B. in «Des Knaben Wunderhorn») und auch in späterer in anderen Zusammenhängen vorkommen. Es fängt an mit einer Feier um ein Kindlein, einer katholischen Feier, dem Glöcklein, dem Gold

und Silber, den singenden Priestern nach zu schliessen. Und dann kommen drei stereotype Fragen: Wie soll das Kind heissen, wer soll der Pate sein, wer soll die Windeln waschen? Trotz des Paten und der Kirche ist es aber keine Taufe, sondern eine Namensgebung; wahrscheinlich inspiriert von der jüdischen Feier der Namensgebung für Mädchen, die auch mit der Frage nach dem Namen beginnt. In anderen Überlieferungen ist es tatsächlich ein Mädchen und soll Rägeli oder Anneli Burgermeister heissen. Hier ist ein Bub daraus geworden, der «nur Burgermeister» heisst. Wer ist nun der Pate? Wahrhaftig der Pfarrer aus dem protestantischen Kanton Zürich! Und die Windelwäscherin? In diesen Reimen ist sie stets mit einer besonderen Tasche versehen (Chrone-, Leder-, Lumpen-, Silbertäsche), wohl weil es sich auf waschen reimt. Hier also die Jumpfer mit der «Sabathtäsche». Zum katholischen und protestantischen kommt ein jüdisches Element dazu! Was ist eine «Sabathtäsche»? Das war nicht herauszukriegen, ich habe auch in der jüdischen Gemeinde in Zürich gefragt. Auf alle Fälle waren die Juden in jenen Jahrzehnten im Gespräch in der Schweiz. Es gab zwei jüdische Dörfer im Aargau, und die Bewohner wünschten, das Schweizer Bürgerrecht zu erwerben. Das gelang erst 50 Jahre später, aber die Dörfer wurden insofern sofort integriert, als ihre religiösen Schulen den staatlichen angeglichen wurden und die jüdischen Lehrer die gleiche Ausbildung erhielten wie die übrigen schweizerischen, was den Dörfern zur Blüte verhalf. Man könnte sich vorstellen, dass die Jungfer mit der «Sabathtäsche» eine Angestellte war, die am Sabbat im jüdischen Haushalt die Handgriffe tut, die dem frommen Juden verboten sind. Das gab es.

Ich sehe in diesem Gedicht über eine Namensgebung eine schöne Allegorie: Das Burgermeister genannte Kindlein ist der neue demokratische Staat, der wachsen und gedeihen soll, auf den Weg geschickt, gesegnet und betreut von den drei Religionsgemeinschaften, der protestantischen, der katholischen und der jüdischen, eine Friedensvision von Winterthurer Frauen aus den Familien der vier sammelnden Schülerinnen. Man bedenke, dass die Schweiz da am Vorabend des Sonderbundskrieges stand, eines drohenden Bürgerkrieges zwischen den katholischen und den protestantischen Kantonen. Er fand statt, dauerte 25 Tage, mit den Unterlegenen wurde schonend umgegangen, und mit der Verfassung von 1848 wurde ein solider Neuanfang für die Eidgenossenschaft gemacht.

Was die Rechte für Frauen im neu verfassten Staat angeht, so bleibt dem fleissigsten der Mädchen, Julie Knus, nichts anderes übrig, als sie im Jenseits zu verankern:

Juli heißi,
Jung bini, das weißi,
Knus ischt mi Gschlächt,
Und im Himmel ischt mi Bürgerrächt.

Die Mädchenverse von 1845 sind eine erstaunlich selbständige Leistung, sie umfassen alle Kategorien, in die die Wissenschaftler solche Verse später eingeteilt haben. (Ausgelassen sind hier Unsinnverse mit zungenbrecherischen Alliterationen, «verkehrte Welt», Rätsel, Reime mit falscher Betonung, und andere.) Die Sammlung zeigt ein rückwärts gewandtes Bild von einem kleinen Land in turbulenten Zeiten, das rechtschaffen, aber eher ängstlich sich auf sein Eigenes besinnt. Man hat seine biederen Freuden und Lustbarkeiten, und man vertraut zögernd und hoffend den Kräften, die den neuen Staat auf die endgültige Verfassung von 1848 hin aufbauen. Vor allem aber ist es eine Sammlung, die in der parteiischsten Weise die Frauenperspektive einnimmt.

Warum hat Gamper damit nichts gemacht, sie nicht gedruckt? Gefiel sie ihm doch nicht so recht, vielleicht wegen des letzten Punktes? Er war kein Wissenschaftler, hat kaum publiziert. Er war Lehrer, und der pädagogische Effekt war ja mit dem Sammeln schon erreicht. Aber vielleicht ein falscher Effekt, wer weiss? Was ist aus den Mädchen geworden? Das wäre interessant herauszufinden.

Einblick haben wir hingegen in den Werdegang von Gampers eigenen Töchtern. Selbstverständlich waren ihnen die Verse vertraut. Die Älteste, Julie, geboren 1844, wurde ziemlich rebellisch. Gymnasium kam nur für die Brüder in Frage, die überzeugt waren, dass die Schwester ihnen intellektuell niemals gewachsen wäre. Sie durfte dann dem zwei Jahre älteren Bruder den Pfarrhaushalt führen, solange er ledig war, und wurde beschimpft oder verspottet, wenn sie in seiner Bibliothek heimlich Theologisches las und sich selber ein Urteil bilden wollte. Sie wanderte mit 25 Jahren im Segelschiff allein nach Argentinien aus, als Erzieherin, und heiratete dort den Zürcher Kaufmann Wilhelm Bodmer, dem sie ebenbürtige Partnerin war in harter Arbeit beim Aufbau von Familie und Wohlstand. Der eingebil-

dete Pfarrerbruder Wilhelm Gamper junior machte einen bemerkenswerten Wandel durch. Er heiratete eine 19jährige Winterthurerin, Adele Sulzer, Freundin der jüngeren Schwestern, die schon von der Bühne geträumt hatte, als Pfarrfrau später mit ihm in Dresden wirkte, in Deutschland den ersten Rechtshilfeverein für Frauen mitgründete und eine begehrte Rednerin wurde, wobei ihr Mann sie nach Kräften unterstützte! Sie hat bestimmt die Verssammlung gekannt, in einem Familienbrief wird ein Unikat daraus zitiert.

Ist es vermessen, in diesen Lebensläufen einen Schimmer emanzipatorische Wirkung der Mädchenverse von 1845 zu sehen?

Quellen:

Nachlass von V. D. M. Wilhelm Gamper (1802–1881) in der Stadtbibliothek Winterthur mit den Versheftchen, Tagebüchern, Briefen.

Briefe von Wilh. Gamper und Familie im Familienbesitz,

«Familie Gamper, Maulbeerbaum Winterthur», Fretz Zürich, 1940

Vgl. auch den längeren Artikel der Verfasserin über die Mädchenverse von 1845 für deutsche Leser der Grimm-Sozietät in Band 14, 2001, der «Brüder Grimm Gedenken», Hirzel Verlag Stuttgart/Leipzig, Hsg. Dr. Berthold Friemel, Arbeitsstelle Grimm-Briefwechsel von der Humboldt-Universität, S. 124–160. Dort ausführliche Anmerkungen, detaillierte Quellenangaben, Vergleiche mit den wenigen früheren und vielen späteren Sammlungen. Abdruck von 70 Prozent der Verse.

Ausschneidepüppchen, von Wilhelm Gampers Frau, Julie Gamper-Steiner (1815–1866), in ihrer Kindheit mit selbstgefertigten Kleidchen ausgestattet (in Familienbesitz).